

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gueule

Der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 50

Sonntag, den 11. November 1917

35. Jahrgang

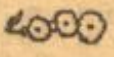
Herbststurm

Wie Heimweh liegt's auf meiner Seele,
Wenn's letzte Blatt vom Baume weht,
Und Herbstessturm in wilden Liedern
Des Nachts bei mir vorübergeht.
Das Grablied singt der Sommerfreude,
Die müde ruht im tiefen Tal,
Und dessen letztes froh Erinnern
Verklärt des Scheidens bange Qual.
Ja, Herbststurm du, du warst es einstend,
Der derb mir in die Augen schlug,
Als man ein Herz, das heiß geschlagen
Für mich, zur Grabesruhe trug.
Und Heimweh weckt deine Lieder
Nach einem stürmefreien Land,
In dem das Herz wohl ewig rastet,
Das hier wie keines mich gekannt.

P. G. B.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 11. Nov. (24. Sonntag nach Pfingsten):
Martin, Bischof; Montag, 12. Nov.: Martin, Papst;
Dienstag, 13. Nov.: Stanislaus, Bischof; Mittwoch,
14. Nov.: Josaphat; Donnerstag, 15. Nov.: Gertrud;
Freitag, 16. Nov.: Albertus d. Gr.; Samstag,
17. Nov.: Florians.



Bierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 13, 24-30.

In jener Zeit trug Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind, säte Unkraut mitten unter den Weizen und ging davon. Als nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, erschien auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und er sprach zu ihnen: Das hat der Feind getan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es aufheben? Und er sprach: Nein! damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut aufhebt, mit demselben zugleich auch den Weizen ausreißet. Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte, und zur Zeit der Ernte will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündlein zum Verbrennen; den Weizen aber sammet in meine Scheuer.

Des Pfarrers Werktag

Brächten die sechs Tage vom Montag bis Samstag dem Pfarrer soviel Arbeit wie der Sonntag oder Feiertag, dann gelangten nicht viele Geistliche kaum zu einem ansehnlichen Alter. Der Dienst hätte sie vor der Zeit aufgerieben. Doch will ich damit nicht sagen, daß die Wochentage des Pfarrers leuter gemüthliche Tage seien ohne ernste Arbeit. Wie wir im folgenden sehen werden, verdient der Pfarrer in allen Ehren und mit allem Rechte sein Einkommen wie jeder andere weltliche Beamte und erweist sich als ein sehr nützliches Mitglied des Staates und der Gemeinde. Wie bei den weltlichen Beamten der eine, der in derselben Gehaltsklasse und in denselben Anstellungsverhältnissen wie sein Kollege an einem anderen Orte steht, doch nicht dieselbe Arbeit zu bewältigen hat wie jener, so trifft man auch bei den Pfarrern oft sehr große Unterschiede in der Arbeitsaufwand. Wir heben bei unseren nachfolgenden Schilderungen den Diasporapfarrer einer Gemeinde von etwa 200 Seelen im Auge. Wer im Bonifatiusverein ist und die Bonifatiusblätter liest, weiß, was eine Diasporagemeinde ist, eine katholische Pfarrei in einem Ort, dessen Einwohner in der Mehrzahl dem protestantischen Bekenntnisse angehören und wo vielfach die katholischen Mitglieder zerstreut. Diaspora heißt zerstreut in der Umgegend auf vielen Ortschaften verteilt wohnen.

Es ist Montag früh. Die Schule beginnt erst um 8, auch im Sommer. Also braucht die hl. Messe erst kurz vor 1/8 anzufangen, da die Kinder aus der Kirche gleich in die Schule gehen. Das ist für den Pfarrer nicht bequem. Denn wer wollte im Sommer bis 7 oder 1/7 schlafen, wenn die Sonne schon fast drei Stunden am Himmel steht! Wer das ist in der Diaspora nicht zu ändern. Ueber den Schulanfang hat der katholische Diasporapfarrer nichts zu sagen. Er ist weder Ortschulinspektor, noch ist er im Schulvorstand, hat also keinen Einfluß in Schulanangelegenheiten. Da also dem Pfarrer vor der Werktagmesse noch viel Zeit übrig bleibt, so kann er sein Brevier oder sonstige Arbeiten erledigen und hat hernach den ganzen Vormittag frei. Wie an vielen Diasporastellen, wohnt auch hier der Pfarrer mit dem Weiland unter einem Dach. Das Pfarrhaus ist an das Kirchchen angebaut, und von seiner Wohnung geht er gleich in die Sakristei. Ganz in der Nähe der Kirche haben die barmherzigen Schwestern ihr Heim. Sie sind für die katholische Gemeinde von unsagbarem geistigen Nutzen. Sie besorgen auch die Kirche, halten die Sakristei und deren Schätze und versehen überhaupt alle Obliegenheiten des Küsters. Wie es Zeit ist zum Zusammenluten, kommt der Weidener gerannt und hilft der Schwester beim Läuten. Es ist keine große Anstrengung, die zwei Bimmelglocken in Schwung zu bringen, aber sie genügen, um die paar Katholiken zu benachrichtigen, daß die heiligen Geheimnisse gefeiert werden. Viele sind es nicht, die sich einfänden, etwa zehn Erwachsene und zehn Schulkinder. Die Katholiken sind hier in der Minorität nicht nur an Zahl, sondern auch an Besitz und Wohlstand und wollen keine Zeit haben für die Interessen von Geist und Seele. Sie sind meistens Arbeiter in der Maschinenfabrik und auf der Biegelei. Auch manche Zugezogene finden sich unter ihnen, Leute ohne Heimat, ohne Häuslichkeit, kalt und abgestorben, nur dem Gelderwerb und Genuß lebend und der Religion ganz entfremdet. Wenn wenigstens die Kinder wieder dem Glaubensleben zugeführt werden und ihm

erhalten bleiben! Darauf ist denn auch des Pfarrers hauptsächlich Sorge gerichtet. Und hier und da, bei gewissen kirchlichen Gelegenheiten, so beim Weichen Sonntag der Kinder, oder an Weihnachten, wenn die Schwestern in ihrer Bewahrschule Theater spielen und die pugigen Kleinen mitleiden, regt sich doch in der Seele der Mutter, des Vaters, die der Vorstellung beivohnen, ein guter Gedanke, eine Erinnerung an eine ferne unschuldige Jugend; und um des Kindes willen findet sich die verlorene Seele wieder ein zur Teilnahme an Sakrament und Opfer.

Der Pfarrer betritt die Sakristei. Die Schwester Sakristanin hat alles hergerichtet. Der Ministrant hilft beim Ankleiden, kündigt dann die Kerkzen am Altar an und wartet, bis die Uhr schlägt, und geht dem Priester an den Altar voran. Zuerst wird die hl. Kommunion ausgeteilt. Außer den vier Schwestern sind es noch zwei Erwachsene, die an die Kommunionbank schreiben, die Frau Oberförster und ihre Tochter. Diese gehen täglich, drei oder vier andere gehen alle zwei oder drei Tage, die Schulkinder, wenigstens die Mädchen, gehen alle Sonn- und Feiertage, ebenso noch etwa ein Duzend Erwachsene. Das ist der Stand des Sakramentenempfangs in dieser Gemeinde. Der Pfarrer hat immerhin einen kleinen Erfolg zu buchen, seitdem er das päpstliche Dekret über den häufigen Kommunionempfang befolgt und darüber in Predigt und Christenlehre gesprochen hat. Das gute Beispiel der Schwestern, ferner das gute Vorbild, das einige Gläubigen, die den besseren Ständen angehören, Jahre lang geben, ist doch auf die Dauer wirksam und ermuntert zur Nachahmung. So hofft denn unser Pfarrer, daß mit der Zeit aus den guten Samenörnern, die er und andere aussäen, eine fruchtbare Saat aufgehen werde.

Montag und Donnerstag ist in der ersten Stunde Religionsunterricht. Zur Dankagung nach der hl. Messe, ebenso zum Kaffee ist dann keine Zeit. Es bleiben dem Pfarrer nur einige Minuten, um sich umzuziehen und den Weg in die Schule zu machen. Er muß pünktlich sein und darf keinen Anlaß zu Klagen geben. Außer ihm unterrichtet noch der katholische Lehrer in Religionsunterricht, und zwar in der biblischen Geschichte. Er hält treu zum Pfarrer und trägt gleich ihm die Beschwerden und Mifftelligkeiten der Diaspora. Er ist noch jung, erst einige Jahre verheiratet. Ob er länger aushält als seine Vorgänger, die meistens nach zwei drei Jahren den undankbaren verlorenen Posten aufgaben und sich nach einer katholischen Gemeinde verlegen ließen! Ja, es ist ein Opfer, eine große Entfagung, ein Heroismus, den vielen Enttäuschungen, dem gequälten, freudlosen, der katholischen Lust entbehrenden Leben der Diaspora Trost zu bieten und da auszuharren, wo einen die Vorsetzung hingestellt hat.

Sechs Jahrgänge hat der Pfarrer beisammen. Da bedarf es schon einiger Klugheit, den Stoff des großen und kleinen Katechismus so einzuteilen, daß alle Jahrgänge etwas davon haben. Nicht zwei sondern sechs Stunden wöchentlich sollten solche Diasporakinder haben, die in andersgünstiger Umgebung, oft auch in gemischten Ehen aufwachsen, in der Schule mit Vorurteilen und schiefen, unfreundlichen Auffassungen katholischer Lehren und Einrichtungen getränkt werden und deshalb doppelter Belehrung und Erbauung bedürftig sind. Was hier durch den schulpflichtigen Unterricht nicht geboten werden kann, muß dann in der Predigt und in der Sonntags-Christenlehre ergänzt und vertieft werden. Auf anderem Wege sind den Kindern und den Erwachsenen Religionskenntnisse nicht zu vermitteln.

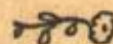
Und was für eine Geduld wird nicht in der Schule vom Lehrenden erfordert! Die Religionsbegriffe der Diasporakinder sind ja nicht von langher und tief begründet. Wenn das Elternhaus sie nicht in den ersten Lebensjahren vermittelt hat, dann sind die zwei Stunden wöchentlich schwer imstande, die Grundlage in dem erwünschten Maße zu erweitern und zu vertiefen. Und deshalb braucht der Religionslehrer der Diaspora eine unendliche Langmut und Ausdauer, nicht zu verzagen, immer wieder von vorn anzufangen, mit Geduld und Liebe weiter zu fahren, bis das nicht zu hoch gesteckte Ziel erreicht ist. Und was der Lehrende grundgelegt hat, das muß dann die himmlische Gnade befruchten und zu einem guten Ende führen. Diasporakinder zu erhalten, das kann man wohl annehmen, unseres Herrgotts besondere Gnade dafür, daß sie soviel entbehren müssen, was ihnen in anderen Verhältnissen zum Wachstum im Guten und zur Erhaltung auf der Bahn des katholischen Lebens hilft. Es ist ja nicht ihre Schuld, daß sie in diesen Verhältnissen heranwachsen. Gott hat es so gefügt, und er fügt es auch, daß sie auch in diesen Verhältnissen ihres Glaubens leben und festig sterben können, sofern sie ihre Schuldigkeit tun, die dargebotene Hand nicht verschmähen und sich ganz von Gott leiten und führen lassen.

Weil Montag ist, fragt der Pfarrer nach dem gestrigen Kirchenbesuch. Von den fünfzehn Kindern waren fünf nicht im Hochamt gewesen, und zwar aus Gründen, die zum Teil auf eigne Verschuldung oder auf Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit der Eltern zurückzuführen sind. Ein Junge sagt led: Mein Vater hat gesagt, das Kirchgehen war' dummes Zeug. Die Kinder lachten zwar, als der Bub das so lähn herausragte, aber dem Priester schnitt es doch tief ins Herz. Weit entfernt, den Jungen zu strafen — wußte er doch, daß der Vater durch Trunksucht, Arbeits- und Mißhandlung der Frau ein vorbildliches Familienleben unmöglich machte und den Kindern keine christlichen Grundsätze beibringen konnte, — beehrte der Pfarrer in einigen ersten Sätzen über Gottes herrliches Kirchengebot, doch ohne der väterlichen Autorität nahezutreten. Bei anderen Kindern lagen ähnliche Verhältnisse vor. Sie gaben ihm aber Hinweise auf manche Umstände, die ihm für die Pastoration und die sogenannte Hausseelsorge von Bedeutung waren.

Die Uhr schlägt neun, und mit einem Gebet schließt der Pfarrer den Unterricht. Wie er auf den Gang tritt, bittet ihn der Rektor auf einen Augenblick in sein Amtszimmer. Der Rektor eröffnet ihm, daß die Schülerin so und so von jetzt ab dem katholischen Religionsunterricht beizuwohnen habe. Es handelte sich hier um ein uneheliches Kind, dessen Mutter zwar katholisch war, die aber darin eingewilligt hatte, daß das Kind in eine protestantische Familie kam und später in der Schule den protestantischen Religionsunterricht besuchte. Als der Pfarrer davon hörte, leitete er, wie es seine Pflicht war, die Umschauung ein. Durch allerhand Verschleppungen und Versögerungen dauerten die Verhandlungen mit dem Vormundschaftsgericht und der Regierung doch zwei Jahre, bis dann endlich heute dem natürlichen und göttlichen Recht die Genugthuung ward. Es mochte dem Rektor wohl nicht leicht gefallen sein, die Verfügung der Schulbehörde dem katholischen Pfarrer kundzugeben, und dieser hätte sich wohl, seine Genugthuung darüber auszudrücken. Aber innerlich dankte er seinem Gott, daß das Ziel erreicht war. Wieder war eine Last auf seine Schultern gelegt. Denn das Kind war zehn Jahre alt und hatte noch nie katholischen Religionsunterricht empfangen. Er mußte also privaten Unterricht geben. Und doch tat er es gern. Oft hatte er gerade bei solchen „späten Berufen“, wenn er die Lebensschicksale der Armen erfahren, die Hand Gottes gefühlt und die Wege der Vorsehung bewundert, die aus langem Irrtum und verschlungenen Pfaden doch noch den Weg zur Wahrheit gefunden. Nicht alle Bemühungen zur Zuführung verloren gegangener Seelen dahin, wohin sie von rechts wegen gehören, gelangen dem Diasporapfarrer. Solange das Naturrecht der Eltern, über die religiöse Erziehung ihrer Kinder zu bestimmen, durch die staatliche Gesetzgebung beschränkt ist, müssen entgegengesetzte Bemühun-

gen des Geistlichen scheitern. Es handelt sich hier hauptsächlich um die Bestimmung in gemischten Ehen: Alle Kinder werden in der Religion des Vaters erzogen. Ebenso mislingen hier und da die Bemühungen, uneheliche Kinder unserm Glauben zu erhalten, wenn die Gleichgültigkeit der Mutter in religiösen Dingen, oder ihr Wohlgefallen daran, ihr Kind überhaupt los zu sein, eine entgegengesetzte Willensfundgebung verhindert. Es ist gut, daß in diesen Fällen das Gesetz doch wieder Handhaben gibt, das Kind der mütterlichen Gewalt zu nehmen und es dem von Natur gegebenen Glaubensbekenntnis zuzuführen.

Das Kapitel der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen bleibt jedem Diasporageistlichen nicht unbekannt, und wenn du meinst, es sei am End' doch nicht so schlimm um eine gemischte Ehe, dann frage nur einen Diasporageistlichen. Aus dem, was er in seiner Gemeinde erlebt und gesehen hat, kann er dir soviel mitteilen, daß du gründlich anderer Meinung wirst.



Der hl. Martin, Soldat und Bischof

11. November.

„Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ (Mt. 22, 21.)
„Arbeite als guter Soldat Christi.“ (11. Tim. 2, 3.)

Schwer ist der Soldatenstand für jedermann, schwerer noch für den, der Widerwillen dagegen empfindet, und am schwersten mag sich wohl schiden, wer sich statt dessen lieber dem besonderen Dienste Gottes widmen möchte. Doch gibt und gab es Fälle, da auch letzterer sich fügen muß. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Andererseits bietet dem Soldaten sein Leben der Entfagung und des Gehorsams eine gute Vorstufe für andere noch schwerere Verufe im Dienste Gottes. Selbst hohe Würden kann man getrost auf seine Schultern legen. Er wird auch arbeiten als guter Soldat Christi. Dies sieht du bewahrheitet im Leben des hl. Martinus.

Er war der Sohn eines heidnischen Kriegers und zu Sabaria in Bannonien (Ungarn) um das Jahr 316 geboren; erzogen aber wurde er zu Pavia in Italien. Schon früh kam er hier mit eifrigen Christen zusammen, die ihn so begeisterten, daß er sich von Hause heimlich wegstahl und unter die Christenschüler mischte. Gott hatte ihm ein frommes, religiöses Gemüt gegeben. Wäre er nicht zu jugendlich und schwach gewesen, er wäre damals schon gerne Einsiedler geworden.

Noch mehr. Martin gehörte einer Kriegerfamilie an, und so mußte er nach damaligem Gesetz gleichfalls als Soldat dienen. Bis zum 15. Jahre sah sein Vater, dem alle Frömmigkeit verhaft war, zu, dann aber gab er ihn selbst als Waisenflüchtling an. Er wurde zum Fahnenknabe gezwungen und zur Reiterei bestimmt. Martin fügte sich, wenn auch mit großer Ueberwindung, war treu und tüchtig auch im Dienste des Kaisers, veragte aber auch seinen Gott nicht. Er lebte als Soldat streng wie ein Mönch und bewahrte sich auch im rauhen Stand ein zartes Mitgefühl.

An einem eiskalten Wintertage sieht er an dem Tore vor Amiens einen nur halbbeleideten Bettler lauern. Er bittet die vorüberziehenden Soldaten umsonst um ein Almosen an. Martins Herz wird weich. Doch, was soll er geben? Sein Sold ist längst verschrenkt. Schnell entschlossen, teilt er mit dem Schwerte seinen weiten Mantel und reicht dem Bettler die Hälfte, um sich zu bedecken. Den Spott der Mitsoldaten achtet er nicht. In der folgenden Nacht hat er ein Gesicht. Christus steht vor ihm, bekleidet mit der verschrenkten Mantelhälfte. Er wollte Martin damit sagen: „Was du dem geringsten meiner Brüder getan hast, das hast du mir getan.“

Der Vorfall blieb für Martin nicht ohne Wirkung. Er verlangte die hl. Taufe und erhielt somit als Gegengabe von Christus das Brautgewand der heiligmachenden Gnade. Nach noch zweijährigem Kriegsdienst erlangte er die Freiheit und suchte, dem Juge seines Herzens folgend, die Einsamkeit auf. Hier gab ihm Gott

das Verlangen, als Priester am Heile der Seelen zu arbeiten. Er wendet sich darum an den großen Bischof Hilarius von Poitiers und empfängt von ihm die niederen Weihen.

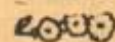
Um das Jahr 360 gründeten beide zu Vignac, nahe bei Tours, das erste Kloster in Frankreich. Damit hatten sich alle Jugendträume unseres Heiligen erfüllt. Wie innig dankte er Gott, endlich im ruhigen Hafen des Klosters gelandet zu sein. Und doch sollte die Ruhe nicht lange währen. Im Jahre 372 verlangte ihn der Klerus zum Bischof von Tours. Man mußte einen Krankenbesuch vor-schicken, um ihn an den Ort der Wahl zu bringen. Er wurde gewählt und zur Annahme des Amtes gedrängt. Als Bischof wohnte er aber nicht im Palaß, sondern in einer kleinen armen Zelle. Und als ihm der Jubel des Volkes zu groß wurde, gründete er in einer rauhen Gegend das berühmte Kloster Marmontier. Gegen 80 Mönche, unter ihnen viele edele und gebildete Männer, sammelten sich um ihn. Durch den großen hl. Athanasius, der mit seinen Begleitern in der Verbannung das Mönchsleben führte, war es auch in Frankreich bekannt und beliebt geworden. Martin lebte mit seinen Mönchen äußerst streng. Nur zum Gebet kamen sie zusammen, sonst weilten sie in engen Hütten und Höhlen. Unter Gebet, Betrachtung und Buße bereiteten sie sich hier vor auf das Missionswerk, dem sie sich mit ihrem Vater, dem hl. Martin, widmen wollten.

Schon seit dem 2. Jahrhundert war das Christentum in Frankreich bekannt und verbreitet, aber fast nur in den Städten. Auf dem Lande herrschte noch Götzendienst. Da standen noch heidnische Bilder, Tempel und Altäre; selbst öffentliche Umzüge wurden noch zu Ehren der Götter veranstaltet. Da wurde Martin der Apostel des Volkes. Von einer Schar seiner Mönche begleitet, durchzog er predigend das Land und zerstörte die Götzbilder. Auf ihren Trümmern baute er Kirchen und Klöster. Oft kam er dabei in Lebensgefahr, da die heidnischen Bevolkerer sich hartnäckig verteidigten. Aber wunderbar wurde er immer gerettet. Auch andere Wunder und Krankenheilungen tat Gott schon zu Lebzeiten durch ihn. Sein Gebet, seine Berührung, ja selbst sein Name wirkte Wunderbares.

Eine besondere Tugend an Martin war seine Sanftmut und Geduld. Stille Feitheit und ein unwandelbarer Friede leuchtete aus seinem Antlitze. Auch seine Rede atmete stets warme Teilnahme. Wegen seines heiligen, tadellosen Lebens hatte er unter den Bischöfen, von denen manche recht verschwenderisch und ärgerlich lebten, viele Feinde. Aber wenn sie ihn auch schmähten und ihm Uebles zufügten, er stellte sich taub und blind und ließ sich in seinem Frieden nicht stören.

Martinus stand im 81. Lebensjahre. Da fühlte er sich plötzlich von aller Kraft verlassen und von Sehnsucht nach Gott durchdrungen. Als seine Schüler die Todesgefahr merkten, weinten und klagten sie: „Vater, warum willst du uns verlassen? Siehe, reißende Wölfe werden deine Herde überfallen, wer wird die hirtlosen gegen sie schützen? Dein Lohn bei Gott ist dir ja gewiß, darum bleibe noch bei uns!“ Gerührt durch die Bitten der Jünger, flehte Martin zu Gott: „O Herr, wenn ich deinem Volke noch nötig bin, so weigere ich mich nicht, der weiteren Arbeit und Mühsal. Dir überlasse ich Leben und Sterben. Dein Wille geschehe.“ — Doch seine Arbeit sollte getan sein. Das Fieber verzehrte seine Kraft. Vertrauensvoll starb er am 8. November 397 und wurde am 11. November in der Nähe von Tours beigesetzt. An 2000 Mönche und Einsiedler nahmen an dem Begräbnis teil. Die Tränen waren schnell versiegt, denn nicht einen gewöhnlichen Menschen, einen Heiligen trug man zu Grabe.

Einsamkeit ist Seelennahrung.
In der Stille wird dem Geiste
Recht: Geistesoffenbarung. (F. W. Weber.)
P. B. N.



Man darf eine Beleidigung erst dann vergessen, wenn man sie verziehen hat. (Fliegende Blätter.)

Drücke den Pfeil zu schnell nicht ab, der nimmer zurückkehrt: Glück zu rauben ist leicht; wiedergutgeben so schwer.

Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Erstes Gebot Gottes

Vom Aberglauben III.

Wie gut, daß der weise Weltensender uns die Zukunft verhüllt hat! Wenn der Mensch wüßte, was die Zukunft ihm bringt: Viele würden der Untätigkeit anheimfallen; aber noch größer würde vielleicht die Zahl derer sein, die seine frohe Stunde mehr haben könnten. Wie sollen aus der Vergangenheit lernen, sollen die Gegenwart benutzen, sollen für die Zukunft arbeiten und auf Gott vertrauen. Doch des Menschen vorwärtiger Geist hat von jeher versucht, den Schleier der Zukunft zu lüften. Wo die Vermunft nicht ausreicht und der Glaube versagt, da griff der Mensch zum Aberglauben.

Wahrsagerei ist eine Nachahmung der Weissagungen. Der Wahrsager will mit Hilfe geschöpfteter Dinge ein Wissen vermitteln über Zukünftiges oder über sonstige Verborgenes, das sich der menschlichen Erkenntnis entzieht und dem Allwissenden allein erkennbar ist. Wie Gott der Herr über die Wahrsagerei denkt, sagt er uns deutlich in den ersten Büchern der hl. Schrift. Im 3. Buche Moses 20 sagt der Herr: „Wenn ein Mensch sich zu den Zauberern und Wahrsagern wendet und sich mit ihnen besudelt, will ich ihn mit geringen Dingen ansehen und ihn mit den aus seinem Volke vertilgen.“

Damit ist zugleich klar erwiesen, daß weitaus das Meiste von der ganzen Wahrsagerei Täuschung und Betrug ist: Menschliches Wissen reicht nicht aus, auch sind die Wahrsager und Wahrsagerinnen in der Regel mit menschlichem Wissen nicht überladen; Gott hilft nicht; und der Teufel ist kein so gehorsamer Diener des Menschen, daß er willig tanzt, wenn nur irgend eine Wahrsagerin pfeift, auch ist der Teufel keineswegs allwissend. Schiller sagt:

Die Kunst der Seher ist ein eitles Nichts;
Betrüger sind sie, oder sind betrogen.
Nichts Wahres läßt sich von der Zukunft wissen:
Du schäufst drinnen an der Hölle Fässlein,
Du schäufst draußen an dem Quell des Lichts.“

Wenn Gott im alten Testament durch seine Propheten zu den Menschen redete, so sorgte er dafür, daß ihre göttliche Sendung über allen Zweifel erhaben war. Im neuen Testamente kann es nach der Ordnung, die Christus nun einmal festgesetzt hat, keine göttliche Sendung geben, die nicht von der Kirche Christi anerkannt wird.

Nach den Mitteln, die bei der Wahrsagerei zur Anwendung kommen, unterscheidet man zwei Hauptarten: Die natürliche Wahrsagerei und die dämonistische (oder teuflische) Wahrsagerei. Dämonistische Wahrsagerei betreibt derjenige, welcher Verborgenes oder Zukünftiges enthüllen will mit dämonischer Hilfe, die er entweder ausdrücklich anruft, oder die er doch stillschweigend voraussetzt. Dämonistische Wahrsagerei findet sich in der heidnischen Totenbeschwörung (Nekromantie) und im Orakelwesen.

Die Vorsteher der Orakel zogen geradeswegs ihre Erkundigungen ein, wie die Wahrsagerinnen unserer Großstädte. Auch suchten sie sich oft durch dunkle und zweideutige Antworten aus der Verlegenheit zu ziehen. Bekannt ist die Antwort, die der indische König Krösus bekam, als er angefragt hatte, welchen Erfolg sein Feldzug gegen die Perser haben würde. Antwort: „Ueber den Hals (Fluß) zieht er und stürzt ein mächtiges Reich.“ Krösus dachte nicht daran, daß dieses mächtige Reich sein eigenes sein würde. — Inbessen ist ohne Zweifel, daß der Teufel die Orakel unterstützt hat. Gewiß ist auch der Teufel nicht allwissend, aber er weiß doch viel mehr, als der Mensch, und er konnte in manchen Fällen auch nachher dazu beitragen, daß sein Wort in Erfüllung ging.

Auch die natürliche Wahrsagerei hält sich nicht immer ganz frei von dämonischer Hilfe. Natürliche Wahrsagerei nennt man diejenige, die sich äußerer Dinge und Vorgänge bedient, um die Zukunft zu erforschen. Die Mittel, die man anwendet, sind sehr verschieden. Nach diesen Mitteln richtet sich auch der Name des betreffenden Zweiges der Wahrsagerei.

Es wird geweißt mit Würfeln, Karten, Aufschlagen eines Buches (Sortilegium); — aus dem Kaffeesatz, Kleiehefen, Auslegen geworfener Stäbe (Rhabdo mantie); — aus Punkten, die zu Figuren verbunden werden (Punktiertkunst); — aus der Stellung der Gestirne (Astrologie); — aus Sandfiguren (Geomantie); — aus Duellen und Wägen (Orobromantie); — aus dem Feuer; (Pyromantie); — aus den Träumen (Oneiromantie); — aus den Gesichtsfurchen (Metoposkopia); — aus den Linien der Hand (Chirogantie); — aus den Vögeln der Luft (Augur).

Bei den alten Römern weihte der Augur aus dem Fluge der Vögel und aus dem Gebaren der hl. Vögel beim Fressen. Der Haruspex weihte aus den Eingeweiden der Opferthiere. Auch bei den Römern glaubten die Verurteilten nicht daran, daß ein Haruspex nicht lachen müßte, wenn er einem Kollegen begegnete. Daher nennt man noch jetzt das verständnisvolle Lächeln zweier schlauer Betrüger ein Augur-Lächeln.

Die Zauberei ist eine Form des Aberglaubens, die wir ebenfalls zu allen Zeiten finden: sowohl im heiligen Altertum, als in der hellen Gegenwart. Zauberei ist der Versuch, mit Hilfe böser Geister wunderbare Dinge zu wirken, z. B. Schätze finden, Krankheiten heilen oder dem Nächsten Schaden zuzufügen. Die Zauberei steht im schroffsten Gegensatz zur Gottesverehrung, weil der Mensch sich von Gott abwendet und an die Hilfe des Teufels appelliert.

Eine große Sünde und eine traurige Verirrung! Zunächst kann der Teufel bei weitem nicht so viel, als manche ihm zuschreiben. „Der arme Teufel soll an allem schuld sein.“ Gegen den Willen Gottes vermag der Teufel natürlich nichts. Sodann wäre der Teufel doch der allerletzte, der aus Menschenfreundlichkeit dem Menschen helfen würde. Es ist klar, daß bei manchem abergläubigen Gebaren der Teufel seine Unterstützung leiht. Stets will er aber dann ein größeres Gut dem Menschen rauben, sei es auch nur, daß er hofft, den Glauben zu untergraben, die Herrschaft Gottes zu vermindern und die Menschen immer mehr in seine Gewalt zu bekommen.

Allerdings gibt es auch eine sogenannten natürliche Magie oder Zauberei (Taschenspielererei). Hier handelt es sich entweder um eine Kenntnis geheimer Naturkräfte oder um Täuschung durch besondere Vorrichtungen, durch Schnelligkeit und Geschicklichkeit. — Studiere, arbeite und bete, dann brauchst du keinen Aberglauben!

„O frage nicht, was werden wird;
Weß' deine Straße irreirrt
Und spende Dank dem Weltengeist
Dah du, was deiner harret, nicht weißt!“
(Walbmüller.)



Die Braut

Aus dem Ungarischen von M. J.

(Nachdruck verboten.)

Theodor Sz. . . . befand sich eben in Pest, um für seine Braut Schmuckwerk zu kaufen, als er einen schwarzgeränderten Brief erhielt, in welchem ihm angezeigt wurde, seine Braut, die er in zwei Wochen zum Altar hätte führen sollen, sei nicht mehr sein, sondern gehöre schon der Erde an. Sie starb, und ihrem reichverzierten Sarge gab die halbe Stadt das Geleite. Am Schlusse des Brieses erteilte man Theodor den weisen Rat, sich nicht der Verzweiflung hinzugeben.

Theodor aber kaufte sich eine Pistole mit recht weitem Laufe, lud sie mit drei Kugeln und bestieg seinen Reisewagen mit dem festen Entschlusse, das Grab der geliebten Braut aufzusuchen und sich dort totzuschießen.

In seiner Heimat empfingen ihn seine Freunde und Anverwandten mit Beileidsbezeugungen und suchten ihn zu trösten, was ihnen aber völlig mißlang.

Er ließ sie reden. Er hörte nicht einmal, was sie redeten. Sein Entschluß war gefaßt, er wußte, was er zu tun habe.

Er ließ sich auf den Friedhof hinausführen und dort das frisch aufgeworfene Grab zeigen, das durch ein einfaches Holzkreuz geziert war. Am Grabe machte er sich nicht durch lärmende Anstöße auffallend, er weinte nicht, er tobt nicht, mit kaltem Blute zeigte er seinen Begleitern, wohin man statt des Kreuzes ein Denkmal setzen sollte, wohin man die schönsten Blumen pflanzen sollte. Dann, nachdem er sich die Grabstätte gut angesehen, entfernte er sich, um mit einbrechender Nacht wiederzukommen.

Seine Freunde meinten, er wisse sich gut zu trösten, und lobten ihn deshalb.

Er hingegen erwartete fehsüchtig die Nacht. In kleinen Städten begeben sich die Menschen früh zur Ruhe; auch die Lampen erlöschen gar bald, und wer die Finsternis liebt, der kann sich ihrer lange genug freuen.

Auf dem Wege nach dem Friedhof begegnete Sz. . . . seiner lebenden Seele. Im Friedhofe — das wußte er — werde ihn niemand stören. Der Mond war noch am Horizont, Theodor fand daher sogleich den Weg, der zum Grabe seiner Verlobten führte. Schon von weitem erblickte er das verhängnisvolle Grab.

Er fand sich sofort zurecht. Als er beim Grabe ankam — wich er erschreckt zurück. Er sah dort einen Mann mit gegen die Erde gewendetem Gesichte liegen.

Vielleicht hatte er sich dennoch geirrt.

Leise trat er zum Kreuze hin und las darauf den Namen seiner Braut. Er konnte nicht anderes glauben, als der Unbekannte sei irgend ein Betrunkener, der sich hierher verirrt habe und auf dem Grabe eingeschlafen sei.

Er berührte ihn mit der Hand, um ihn aufzuwecken. Der Mann fuhr jäh in die Höhe und schrie ihm wild zu: „Was wollen Sie?“

„Ich will wissen, was Sie hier machen?“

„Sie können es sehen, ich bete.“

„Und warum kamen Sie eben hierher, um zu beten?“

„Weil ich eben hier sterben will.“

„Welches Recht haben Sie, hier zu beten und zu sterben?“

„Dies ist das Grab meiner Braut.“

Sz. . . . glaubte, er müsse verrückt werden. Er kommt mit dem Entschlusse, sich totzuschießen, zum Grabe seiner Braut und findet hier einen wildfremden Menschen, der ihm ebenso wild antwortete, als er ihm wild befragte, der sich das Leben nehmen will, wie er selbst, und der die Grab für das seiner Braut ausgibt — wie er!

„Ich bitte Sie, mein Herr, überzeugt zu sein, — sprach Sz. . . ., daß ich des Spahes satt bin. Gehen Sie in Gottes Namen und lassen Sie mich allein.“

„Ich soll mich entjernen und Sie hier allein lassen? Und was wollen Sie hier?“

„Nichts anderes, als was auch in Ihrer Absicht liegt. Ich will mich totschießen.“

„Sind Sie von Sinnen?“

„Ursache genug hätte ich dazu. In diesem Grabe ruht meine Braut.“

„Mein Herr, Sie wollen mich ärgern. Die hier den ewigen Schlaf schläft, war meine Braut.“

„Wie ist Ihr Name?“

„Das gehört nicht zur Sache, ich habe Sie nicht um den Ihrigen gefragt. Sie verleumdend ein Mädchen, das schon tot ist, sagen ihr nach, sie sei falsch gewesen und habe zwei Bräutigame zugleich hintergangen. Wenn Sie behaupten, sich totschießen zu wollen, so müssen Sie eine Pistole bei sich haben. Auch ich habe eine bei mir. Die Distanz ist bald bestimmt, Sie stellen sich ans Ende des Grabes, ich ans andere, und wir schießen.“

„Sie haben heute das seltsame Glück, immer das zu raten, was auch ich eben sagen wollte. Gerade das habe ich vorschlagen wollen.“

„Ganz gut, nehmen wir unsere Plätze ein.“

„Sie erhoben sich und zielten. Jeder richtete den Lauf seiner Pistole gegen das Herz seines Gegners.“

„Eins, zwei . . .“

In diesem Momente ließen beide die aufgehobene Pistole sinken.

„Mir ist etwas eingefallen.“

„Auch mir, — doch Sie kommen mit immer zuvor.“

„Mir kam die Idee, die Tote selbst werde

am besten entscheiden können, wem von uns beiden sie im Leben als Braut angehörte."

"Ich hatte denselben Gedanken. An einem ihrer Finger muß sie einen Verlobungsring haben; dessen Name diesem Ringe eingraviert ist, dem war sie treu. Das Bild des andern war nur ein Traum."

"Richtig. Graben wir den Sarg aus."

"Auf dem Wege hierher sah ich einen Spaten und eine Hacke. Hier sind sie."

"Ganz gut, also beginnen wir."

"Dessen Ring gefunden wird, der tötet sich,

der andere legt ihn zu seiner Braut hin und geht seiner Wege."

Die Männer legten ihre Waffen auf die Erde, griffen nach dem Spaten und der Hacke, wühlten das Grab auf, fanden den Sarg, rissen den Deckel auf und fanden darin — eine Wachsfigur, mit dem zum Sprechen getrossenen Gesicht der Braut, die Gott weiß wo — einem schaulustigen Publikum vielleicht waghalsige Sprünge zum Besten gibt, da sie mit dem Cloven einer wandernden Kunsttruppe vor ihren beiden Bräutigamen das Weite suchte ...

KO

Jean vom Pappestein

Eine Westfalen-Geschichte von Jakob Schöninger

"Dau dar's noch net im Stech loofe. Sag mir, wot dā hon well's!"

"Got, ech well Dir dot Opfer bringe. Hier dā verachte Gang grenn ech zehn Gulde, hier jede weizere Gang fünf Gulde mie, un hier die Verlobung dreißig Gulde. Dann mußte mir och noch im Frühjohr zwei Steder Kerpel seze."

"Die Bedingungen sein ebbs hort."

"Wenn dā net well's, got, dann brauch ech och net dā Gang ze mache."

"Ech maan ..."

"Dau kanns maane, wot dā well's. Jo orrer na? Ech hon kaa Zeit mie!"

"Jo, jo! Ech hon jo kaa anner Wohl."

Ob der Freier nun sein Ziel erreichte oder nicht, das änderte am Vertrag nichts. Der ausbedungene Lohn mußte entrichtet werden, wenn auch die Gänge vergeblich gewesen waren. Die Entrichtung des Geldes geschah in der Regel anstandslos. Zunächst betrachtete jeder Bauernbursche diese Angelegenheit als eine Ehrensache; dann aber wagte es auch keiner, sich mit dem Meisen zu verfeinden. Einmal hat es trotzdem einer gewagt, mit der Begleichung der Rechnung ungebührlich lange zu warten. Er wurde von Jean in keiner Weise an seine Schuld gemahnt. Als der Betreffende ihn aber eines Tages auch noch dazu verhöhnen wollte, da hat er ihm eine Tracht Prügel verabreicht, daß der Spötter acht Tage im Bett liegen und den Rücken kühlen mußte. Damit kam es auch an den Tag, wie wenig ehrenhaft sein Verhalten gewesen war. Verachtung und Spott waren sein Lohn.

Eines Tages kam auch ein reicher Bursche aus Arnshöfen zu ihm und bat ihn, er solle den folgenden Abend mit zu Eschenbrenners auf die „Frei“ gehen.

"Da well's Dau Dir dot Gritt freie?"

"Jo, jo, dot ech et schienste un reichste Mädche im ganze Kerpel."

"Do maachste Recht hon. Da mußte awer ellan gieh'n."

"Dā Gang fallste got bezohlt hon."

"Un wenn Dau mir Dei ganz Vermege gewedats, dann geng ech doch net met."

"Dau denks wohl selver noch, dot Mädche ze igreen?"

"Wot ech denke, dot gieht Dech nout on; un in en Stoppelsack wie Dau, wā der letzte, dem ech dot verroore dāt."

Damit ist er auch schon aufgestanden und postiert sich vor dem zu Tode erschrockenen Burschen auf und gibt ihm noch zum Abschied den Rat, nicht hinzugehen: "Ech roore Dir got: gieh net hin! Dau grees net emol ā Kōrsche, Dau grees sugor en schwere Korf. Raanst Dau dann, mer weht hei in Weirerhohn net, bet Dau schun drei Kerpel afgelasse host un iverall afgeligt bef. Nach det dā rasch un Weirerhohn erraus kimmis, soß kannste och noch en Buckel voll Schla (Schläge) green."

Raum hat Jean ausgesprochen, da ist er aber schon zum Haus hinaus. Jean stellt nun zu seiner Erheiterung fest, daß der Arnshöfer nicht durchs Dorf zurückgeht, sondern den Weg durchs Feld nimmt.

Es war im dritten Winter nach seiner Entlassung vom Militär, als Jean nach langem Drängen sich hatte bewegen lassen, mit einem Burschen Namens Koppel, nach Daindorf auf die „Frei“ zu gehen. Dieser war ein Freund von

Joseph Eschenbrenner, der sich ihnen noch anschloß, obwohl bei der Verabredung davon keine Rede gewesen war, sonst hätte Jean die Vereinbarung nicht getroffen. Er sagte zwar nichts, als der junge Eschenbrenner am Ende des Dorfes sich ihnen zugesellte; aber ihm war dadurch der Abend verdorben. Auch wußte er aus Erfahrung, daß dieser bei solchen Gelegenheiten fast immer ganz gewaltig dem Alkohol zusprach und schließlich in seinem berrückten Zustande durch verlesende Redensarten die fremden Burschen derart reizte, daß seine Bekannten alles aufbieten mußten, um eine Schlägerei zu verhindern. Verschiedene Male hatte man es doch verstanden, ihn allein abzufassen und ihm derart das Fell zu geben, daß er sich für lange Zeit nirgendsweg sehen ließ. Auch Koppel war unangenehm berührt von dem Anschlag des Eschenbrenners. Bietlich unwirsch fuhr er ihn an: "Wot well's Dau dann bei oos? Mir wosse dā Weg allan no Daanroß."

"Ech well Euch zwie beschepe."

"Jo, waachte, wot Dau kanns?"

"Ra!"

"Dau kanns oos dā Weg weise, wenn et on et Fortlaase gieht."

"No Dau host doch och Daan lang genug."

"Aber Dau kanns doch besser laase wie ech."

Es kam, wie Jean befürchtet hatte. Bald war Eschenbrenner in selbiger Stimmung. Das ging nun noch so lange gut, als er versuchte, Witze zu machen, die aber derart plump und geistlos waren, daß sich auch keine Miene zum Lachen verzo. Das brachte ihn schließlich in Wut und dann wurde er persönlich. Heute hatte er es nun besonders abgesehen auf die Gebrüder Bulle von Oberjain. Er beleidigte dieselben den ganzen Abend. Nur die Gegenwart des Jean schützte ihn vor paar kräftigen Maulschellen, die er ja gewiß verdient hatte. Die Gebrüder Bulle entsetzten sich bald; auch ein Verwandter der beiden verließ frühzeitig die Gesellschaft, kehrte aber nach einer halben Stunde wieder zurück. Als nun alle aufbrachen, wußte der Verwandte der Gebrüder Bulle den Jean durch ein Gespräch über ein interessantes Erlebnis aus dem letzten Manöver — beide hatten bei einer Kompagnie gedient — derart zu fesseln, daß Jean den Eschenbrenner und den Koppel bat, sie möchten schon über die Heide weiter gehen; an der Köln-Brandfurter Straße würde er sie noch einholen. Wenn er sie aber dann noch nicht eingeholt hätte, sollten sie auf dem breiten Wege, der an dem alten Steinbruche vorbeiführe, durch den Waldbüsch Oberseid weiter gehn. Unter keinen Umständen dürften sie aber den Fußpfad benutzen, der kurz vor dem Steinbruch von dem Hauptweg abzweige, sonst könnte es leicht vorkommen, daß sie sich nicht treffen würden. Als er sich noch durch einige Fragen vergewissert hatte, daß er nicht mißverstanden worden war, ließ er sie ihres Weges ziehen.

Diese Unterredung hatten die Gebrüder Bulle, die sich ganz unauffällig den Bieren nachgeschlichen hatten bis zum Ende des Dorfes, mit angehört. Nun eilten sie, um in weitem Boden den Eschenbrenner und Koppel zu überholen; denn sie wollten vor denselben an dem Steinbruche sein. Dort wollten sie den Eschenbrenner abfangen und ihm die Beleidigungen von heute Abend heimzahlen. Gemäß Absprache, hatte ihr Verwandter die Aufgabe, den Jean solange festzuhalten, bis

sie die Arbeit erledigt hätten. Sie setzten dabei voraus, daß der schwache Koppel sie nicht hindern würde, wenn sie dem frechen Eschenbrenner die wohlverdiente Züchtung gäben. Oder wenn das Unerwartete doch eintreffen und Koppel für den andern Partei ergreifen würde, dann mußte er als Unschuldiger mit dem Schuldigen leiden.

Eschenbrenner und Koppel trotteten schweigend nebeneinander her. Eschenbrenner war so unsicher auf den Beinen, daß er bald rechts über die Grenze des Weges hinaus kam, bald links gegen den Koppel rannte, so daß dieser mehrere Schritte beiseite flog. An der Kölischen Straße machten sie kurze Rast. Dann gingen sie über die Straße in den Wald hinein. Als sie an die Stelle kamen, wo der Pfad abzweigte, meinte Eschenbrenner, es fiele ihm gar nicht ein, den Fußweg zu gehen, er benutze den Fußpfad, dann sei er eher zu Hause. Obwohl ihn Koppel an die Verabredung mit Jean erinnerte, ließ er sich nicht abhalten, den Pfad zu gehen.

Die Gebrüder Bulle, die sich schon am Steinbruch postiert hatten, konnten wohl die Stimmen der beiden unterscheiden, aber von der Auseinandersetzung nichts verstehen. Dafür war die Entfernung doch noch zu groß. Sie können aber an den Tritten feststellen, daß nur einer auf dem breiten Wege weiter- und der andere an dem Pfade abgeht. Der ältere der beiden Brüder sagt leise zu dem andern: "Bitter, dā hei of dem brate Weg kimm, dot ech dā Eschenbrenner. Ech kenne inn om Tritt. Deerste! Inse lufstet hā, doron kenne ech inn om allerbeste." Sein Bruder dagegen: "Chrest, Dau erst Dech; et ech dā Koppel, ech kenne den om Gang; ech kann sei lange Daan sehn."

Chrest will dem Kommenden entgegenreisen; er ist ein lächziger Mensch. Bitter sucht ihn festzuhalten und raunt ihm halb laut zu: "Dot ech dā Koppel. Bleiw hei!"

Koppel ist durch das halblaute Sprechen aufmerksam geworden und bleibt stehen. Da springt Chrest vor und schreit: "Don mer Dech Komp endlich!" Damit schlägt er auch schon mit dem schweren eichenen Knüttel auf den Koppel los. Vier bis sechs Schläge sausen ihm auf die Schädeldecke nieder und zertrümmerten sie. Bitter fällt seinem Bruder in den Arm, aber es ist zu spät. Mit einem furchtbaren Schrei bricht Koppel zusammen. Bitter schlägt Feuer. An dem entzündeten Schwamm macht er das Schwefelholz an und leuchtet dem Dingesunkenen ins Gesicht. Chrest erkennt mit Schrecken seinen Irrtum. Auf dem Wege hören beide Tritte. Es kommt jemand auf dem Wege von der Straße her. Da nahmen beide Reißaus und zwar auf Weidenbahn zu. Später gelangten sie auf einem andern Wege wieder zurück auf die Landstraße und von da über die Heide nach Daindorf und später nach Oberjain. An dem elterlichen Hause wurden sie von ihrem Verwandten erwartet, der begierig war, zu erfahren, welches Ergebnis der nächtliche Streifzug hatte. Bitter mußte berichten; denn dem Chrest wollte kein Laut aus der Kühle heraus. Er sagte: "Durch dot rasche Laase woos oossem Chrest schleecht woore. Dā mußt sech seze, un als imm wirrer besser woore, do sein mir wirrer zered gange."

"No, dann ā anner mol. Dā muß jo doch sei Fett hon, dā Fresshans!"

Als Jean in den Wald eintrat, da war es ihm, als höre er den Schrei eines Menschen. Er blieb einen Augenblick stehen, um festzustellen, ob sich der Schrei wiederhole. Es blieb alles totenstill. Als er fast am Steinbruch ist, hört sein Fuß plötzlich gegen etwas. In demselben Augenblick hört er ein Stöhnen. Da läuft ihm ein Schauer über den Rücken. Schnell macht er Feuer und beleuchtet den graulichen Fund. Wahrhaftig, es ist der Koppel! Totenblässe bedeckt sein Gesicht. Was ist hier geschehen? Sein erster Gedanke ist: Der Eschenbrenner hat den heimtückischen Weise niedergeschlagen. Damit schreit er auch in den Wald hinein: "Jusepp! Jusepp!" Nach einiger Zeit löst sich von dem tiefen Dunkel eine schwankende Gestalt los, die näher kommt. In derselben erkennt er den Jusepp. Sofort fragt er ihn: "Wot ech passeert? Dot ihr zwie Streit zesamme gehot?"

(Schluß folgt.)